Zürich und Bern um 1530 : Bildungsschicksal zweier Städte

Autor(en): **Nadler, Josef**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-749025

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRICH UND BERN UM 1530

BILDUNGSSCHICKSAL ZWEIER STÄDTE

Der alte Zürichkrieg schien die Gegensätze, die mit Zürich in die Eidgenossenschaft gekommen waren, ausgebrannt zu haben. Ein beispielloser Aufstieg folgte. Mit dem Erbfeind, mit Habsburg verbündet, zertrümmern die eidgenössischen Heere 1476 und 1477 die gefährliche Macht Karls von Burgund, schlagen im großen Schwabenkrieg 1499 die letzten Heere, die Habsburg und die oberdeutschen Herren gemeinsam gegen Bauer und Städter führen, greifen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in unerhörtem Kraftbewusstsein in das betörende Machtspiel auf italienischem Boden ein, verwickeln sich mit Bündnissen und schreckhaften Absagen in das Ringen der europäischen Großstaaten. In gewaltigen Rucken wandelt sich die Seelenlage der bedürfnislosen und ursprünglichen Menschen, die den einzigartigen Staatenbund gegründet. Die blendende Beute der Burgunderschlachten, der Solddienst der städtischen Geschlechter und ländlichen Kraftburschen, die Heerfahrten nach Italien schaffen neue, unbekannte Bedürfnisse, zeigen die Mittel, sie zu befriedigen. Geld rollt im Lande. Das Kunstgewerbe beginnt zu blühen. Die Geschlechter lernen französisch und italienisch, sie lernen in Frankreich und Italien die neue Bildung kennen. Überall im Lande gibt es versteckte Winkel, aus denen gleich den Schneestürzen auf den Bergen in unglaublichem Fortschritt humanistischer Geist das Land überflutet.

Die Führung lag bei Zürich und ihrer getreuesten Weggefährtin, der Stadt St. Gallen. Die Zeitwende drückt sich in Zürich am besten in dem Jahrbuch aus, das Gerold Edlibach von 1485 bis zu seinem Tode 1530 führte, einer bildergeschmückten Handschrift, einem

Spiegel des bürgerlichen Lebens um 1500. Erste Pflege fand hier die humanistische Bildung in der alten Schule am Großmünster unter dem Luzerner Oswald Myconius seit 1516, einem geistvollen, lebhaften, immer eiligen Briefschreiber. Ende 1518 kam Huldreich Zwingli als Leutpriester ans Großmünster und gleichzeitig kehrten begabte junge Züricher von fremden Hochschulen, volle Humanisten, in die Vaterstadt zurück. Zu Bern bei Heinrich Wölflin, dem ersten humanistischen Vorerzieher der Eidgenossenschaft, in Wien, in Basel gebildet, war Zwingli 1506 Pfarrer zu Glarus geworden. Dort wuchs seine humanistische Bildung, sein Freundeskreis, dort packten ihn zuerst die großen, staatlichen Erlebnisse der Zeit. Als Feldprediger zieht er mit den Glarnern 1515 nach Italien. Der Drang, Schrift und Heilslehre der Kirche selbständig zu erkennen, erwacht, der Italiener Picus von Mirandola und der Niederfranke Erasmus von Rotterdam fördern ihn durch ihre Schriften. Seine Seele wird locker. Er formt sich 1510 seine Gedanken über die eidgenössischen Zustände im *Fabelgedicht vom Ochsen,* noch immer im Bannkreis der päpstlich-kaiserlichen Sache. Er plant mit dem *Labyrinth* 1516 eine umfangreiche Dichtung, deutsch wie das andere. Seine literarische Umwelt hebt sich deutlich ab. Spät nachwirkend die scholastische Sinnbildfreude, die durchgefeilte lateinische Prosa des jungen Humanismus, Einfluss des geschichtlichen Liedes der Eidgenossen, Zusammenhänge mit der Buchbildkunst seiner Zeit. 1516 tritt er zu Einsiedeln in einen Kreis humanistisch gesinnter Freunde. Durch den Wallfahrtsort wuchs der Kreis seiner Bekannten, sein Name drang auf hundert Wegen ins Weite. Seine humanistische Bildung vertieft sich abermals und beginnt den Priester und Prediger umzuwandeln. Er lernt Griechisch und Hebräisch; er schreibt sich mit zärtlicher Hand die griechischen Briefe des Sendboten Paulus ab und lernt sie auswendig. Im Geiste des Humanismus beginnt er seine Predigt auf neuer Grundlage umzubilden, indem er sich auf der Kanzel ausschließlich mit dem Wortausdeuten und Sinnerklären des jeweiligen Bibelausschnittes beschäftigt. Noch war kein Wort gefallen, das ihn gebunden hätte.

In Zürich tritt er auf die große Bühne einer Stadt mit reicher geistiger Vergangenheit, eines Stadtstaates mit mächtigen Mitteln. Er übernimmt den Griechischunterricht am Großmünster und wählt

sich die Predigt als Hauptaufgabe. Er lässt die Bibelausschnitte fallen und erklärt von der Kanzel aus die Schrift fortlaufend als Ganzes. Ein Gedanke zunächst, der rein humanistisch sprachwissenschaftlich war. Bis 1525 hatte er das gesamte Neue Testament predigtweise behandelt. Im Herbst 1519 befällt ihn die Pest, ergreift ihn Luthers Tat, ein inneres und ein äußeres Erlebnis, und beide lösen den Schlag seiner Stunde aus. In Sachen des Reislaufens erfolgt 1521 der erste Zusammenstoß mit dem Papste. Fastenstreit und Priesterehe folgen. Die beiden Züricher Gespräche, große schulgemäße Bibelversammlungen vor breitester Öffentlichkeit, zeigen seine humanistische Lehrweise bereits im Brennpunkt des allgemeinen Lebens. Seine Lehre formt sich, sein kirchlicher Humanismus beginnt weitausladend zu wirken. 1525 wird Zwinglis Bekenntnis durch Handmehr Zürcher Staatsbekenntnis. Eine neue Tatsache stand in der Welt. Hier war ein ganzer Staat und seine Kirche zu einer Einheit umgeschaffen und mit dem Geiste der klassischen Wiedergeburt getränkt und gespeist. Mensch und Gottheit waren reinlich geschieden und ihr Verhältnis zueinander, Rechte und Pflichten, ausschließlich durch die Schrift bestimmt: im ganzen und im einzelnen ein Ergebnis jener Wissenschaft und jener Erkenntnismittel, die an der Behandlung der antiken Literatur gewonnen, erprobt, geschärft worden waren. Zwingli wurde nicht vom Humanismus getrieben, die Kirche umzubauen. Aber die Seelenlage, auf die sich seine Tat gründete, die geistigen Mittel, durch die er sie ausführte, waren der Geist des Humanismus, in dem er herangereift war, das humanistische Rüstzeug, in dem er sich getummelt hatte. Daher die Ehrfurcht vor dem Geschriebenen. Nicht durch die Kraft des Gedankens, sondern durch Offenbarungwerden aus dem Buche und Glauben daran, kommt sein Mensch in Gemeinschaft mit Gott. Die Edelbilder des Humanismus nahm er mit Vollwert in die christliche Bildung seiner Staatskirche auf. Darauf kommt es an, dass Zwinglis Kirchenschöpfung im innersten Kern eine beispiellos folgerichtige Auswertung des humanistischen Gedankens war. Wie konnte die humanistische Verehrung des Literarischen, das gläubige Vertrauen auf die Wunder des Wortes stärker zum Ausdruck kommen als durch seinen Gemeindegottesdienst, der darauf abgestellt war, das geschriebene Wort durch das gesprochene lebendig zu machen.

Humanismus und neues Kirchentum in wechselweiser Umbildung bestimmten im Zürich dieser Jahrzehnte das ganze Leben. In den beiden Zürichern Georg Binder und Konrad Grebel kamen die örtlichen Seitenströmungen zum Ausdruck: der reine Schulhumanismus rechts und der Abfall vom klassischen Geiste links. Georg Binder, aus alter Handwerkerfamilie der Stadt, in Wien gebildet, wurde 1519 Lateinlehrer und 1524 Nachfolger Zwinglis als Lehrer am Grossmünster. Er spielte als Vermittler zwischen Verlegern und geistig Schaffenden eine Rolle und diente Zwingli mit seiner Feder. Er starb 1545. In ihm verflachte sich der Humanismus zum täglichen Bedarf des Schulgebrauchs. Konrad Grebel, der Führer der Ostschweizer Wiedertäufer, war der begabteste Dichter unter den Zürcher Humanisten. Er war Schüler bei Watt in Wien, bei Loritti in Paris. Seine willensschwache hohe Begabung, sein haltlos zerfahrenes Wesen, das Gewaltsame und Geschraubte seines Kopfes und Herzens, der Wille, um jeden Preis eine Rolle zu spielen, das spöttisch Entnervte, das ihm als Gewinn seines zügellosen Genusslebens zufiel, das alles spricht sich mit moderner Unmittelbarkeit in seinen lateinischen Versen aus. Seine große Gabe für das knappe, scharf zugespitzte Spottgedicht ist unverkennbar. Der Wandel von ausschweifendem Weltleben zu schwärmerischem Entsagen trieb ihn von Zwingli weg an die Spitze der südrheinischen Täuferbewegung. Grebel starb 1526 an der Pest. In der Großmünsterschule, an die er 1526 berufen wurde, arbeitete sich der Luzerner Rudolf Ambühl zum lateinischen Übersetzer des Euripides empor. Durch seine Hände ging das ganze gelehrte Zürich des sechzehnten Jahrhunderts. Er starb erst 1578. Die größten volkstümlichen Wirkungen gingen mittelbar von der theologischen Lehranstalt aus, die 1525 aus dem Chorherrenstift gebildet worden war. Aus ihrem genossenschaftlichen sprachlichen Betriebe ist die alamannische Bibel der neugläubigen Eidgenossenschaft erwachsen. Die *Züricher Schrift* war als Frucht gemeinsamer Arbeit des ganzen Kreises ein glänzender Erfolg humanistischen Schulbetriebes, neben den großen Ausgaben des Erasmus das erste Beispiel für modernes Zusammenfassen verschiedenster Kräfte und Mitarbeiter zu einem einheitlichen Unternehmen. Der kühne Gedanke, das humanistische Urbild alles durchdringend, in wirkliches Leben umzusetzen, hatte damit die letzte Stufe überwunden.

Zu Neujahr 1531, da sich Zwinglis Leben zu Ende neigte, führten die bedeutendsten Träger des Zürcher Humanismus in griechischer Sprache die Komödie *Plutos* auf, die Aristophanes auf die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse Athens bezogen hatte, und die in Zürich gleichermaßen bildhaft die gleiche Frage stellte und die gleiche Antwort erteilte. Der erblindete Gott des Reichtums wird von dem attischen Bauer Chremylos sehend gemacht. Nun verteilt er seine Gaben gerecht und wird im Festzuge in das Schatzhaus der Akropolis geleitet. Binder wirkte als Spielleiter, Zwingli als Vertoner der Chöre, Ambühl als Dichter des Vorspruches.

Gleichgerichtet mit der Kirchenbewegung und innerlich wie äußerlich von ihr abhängig, bildete sich das deutsche Schrifttum der Stadt heraus. Zu Neujahr 1514 wurde das Spiel *Von den alten und jungen Eidgenossen* gegeben. Während Zwingli 1519 von der Pest genas, fanden sich seine Worte, Wort und Weise zugleich, in dem ergreifenden *Gebetsliede.* Eigentlich drei Gedichte, die gleich gebaut, mit den einfachsten Mitteln die drei verschiedenen Seelenlagen vor, in und nach der Krankheit ausdrücken. Anklänge an den Totentanzzug vom Pfeil des Todes auch hier. Zwinglis Predigten und Schriften zeigen nach der Vorbereitung durch die mystische Literatur, durch Nikolaus von Wile und die eidgenössischen Zeitbücher die alamannische Prosa wieder auf voller Höhe. Lautstand, Wortschatz, Fügungen waren alamannisch, sie wurden erst in den späteren Ausgaben langsam dem Gemeindeutschen angenähert. Seine Tagesschriften sind Meisterstücke volkstümlicher Prosa; nicht durch zwingende Gedankenfolgen, durch überzeugende Bilder suchten sie zu wirken. Ohne dass sie das gesprochene Wort ersetzen könnten, sind Zwinglis gedruckte Predigten schöne Denkmäler aus dem geringen Bestande alamannischer Beredsamkeit, auch sie eine volle Frucht humanistischer Bildung. Die Eitelkeit des Sprechens hat ihn nie verlockt, so fleißig er Demosthenes gelesen hatte. Er sprach mit dem bescheidenen Munde des schlichten Mannes, von dem er verstanden zu werden wünschte. Humanistisch war an seiner Predigt nicht die äußere Form, sondern der Geist.

Es war die Zeit, da die Straßen der Städte und die Bauerndörfer, die Ratsstuben und Hörsäle von Religionsgesprächen wider-

hallten. Alle Welt wollte einander bekehren, vorab durch das Wort. Das Kannegießern des einfachen Mannes wurde inhaltlich gehoben, und da ihn die Gelehrten täglich bearbeiteten, ihm vorzeigten, wie man die Schrift auslege und ihn in ihre Schlussketten mitverstrickten, so gewannen die Gedankengänge des Mannes aus dem Volke Form und Haltung. Eine literarische Vorstufe war damit von neuem gegeben und auf ihr erhob sich nun die breite Gesprächsliteratur, für die Erasmus und Hutten, unbeschadet der mittelalterlichen Übung, neue schrifttümliche Vorbilder geschaffen hatten. Wie sich in Basel aus dem bildhaften Aufzuggedanken eine eigene Bühnenform entwickelt hatte, so in Zürich aus dem Streitgespräch des Mannes der Werkstatt und des Zinshofes, dem sich der ganze Lauf der Welt gesprächsweise abwickelte. Mit diesen literarischen Mitteln verfolgte hier die Volksstimme Schlag auf Schlag den Gang der Dinge. Mit dem Namen Utz Eckstein wird die gesprächsweise bühnenspielartige Tagesliteratur der Stadt von 1523—1526 verknüpft. Aus feinerem Holze war der unbekannte Verfasser des Gedichts *Ein Badenfahrt guter Gesellen* 1526. Der Grundgedanke, dass Zürich hier jedem der eidgenössischen Orte über seine Kirchenpolitik Rede und Antwort steht und die hübsche Einkleidung in den Aargauer Badegebrauch, dass jeden Tag ein anderer die geschlossene Gesellschaft bewirtet, dass der Kranz des Gastgebers und das Recht, eine Frage zu stellen, im Kreise herumgeht, das verrät einen feinen Kopf, der künstlerische Mittel wohlüberlegt zu meistern weiss.

Wie der *Plutos* des Aristophanes Zwinglis humanistisches Wirken in Zürich zeitlich einfasst, so rahmen zwei Lieder sein kirchenpolitisches Werk ein. Mit dem Pestgebet von 1519 betrat er innerlich die Bahn, die er ungefähr mit seinem Kappeler Liede 1529, im Feldlager gedichtet und vierstimmig vertont, abschloss.

Mit den Jahren 1529 und 1531 setzt das Bühnenleben der Stadt ein, Volksspiel und Humanistendrama. Das einfach große Spiel von 1529 *Der reiche Mann und der arme Lazarus* hing ursprünglich mit den wirtschaftlichen Wirren in Zürich 1523 zusammen. Es wurde dann vorsichtig auf ruhigere Zeit verschoben. Das Stück ist eine Predigt der Barmherzigkeit, und auf diese Art denkt sich der Dichter den gesellschaftlichen Ausgleich. Es ist eine der reinsten Dichtungen des Jahrhunderts. Sich stetig steigernd, stets auf Gegen-

satz bedacht, immer begründend und sorglich überleitend, so baut sie sich auf. Die Bühnenbilder sind mit voller Klarheit geschaut, und immer sind alle Gestalten auf den Brettern am eben gespielten Vorgange beteiligt. Mit der Plutosaufführung hub das Humanistendrama an. Binder ließ öfter spielen. Den *Acolastus* des Wilhelm Gnaphaeus nahm er zuerst mit seinen Schülern am Großmünster durch, verdeutschte das Stück und brachte es so 1535 zur Darstellung. Seine Arbeit ist eine freie Wiedergabe der Vorlage.

Die Bühnenliteratur, die sich hier an Volksspiel und Humanistendrama schloss, war umfänglich. Heinrich Bullingers *Lucretia und Brutus* ist nicht in Zürich, sondern in Kappel entstanden, wo Bullinger 1523—1529 Lehrer war, und wurde 1533 in Basel gespielt und gedruckt. Es ist ein Humanistenstück in deutscher Sprache, geleitet von vaterländischen Absichten und auf den Ursprung der Eidgenossenschaft bezogen. Um die Mitte des Jahrhunderts erscheint Jakob Ruff als der eigentliche Träger der volkstümlichen Bühnenkunst. Er war, wie es scheint, zu Anfang des Jahrhunderts im schwäbischen Königseck geboren, kam über Konstanz nach Zürich und machte als Wundarzt Zwinglis Feldzüge mit. Seine Stücke wurden zumeist in Zürich gespielt, das älteste, *Hiob,* 1535. Wohl aus belebtester geschichtlicher Umwelt hebt sich Ruffs bestes und eigenartigstes Stück ab: *Von des Herren Weingarten,* 1539 gespielt. Durch fortgesetztes Nachschreiben rostete der Glaube ein, das Spiel behandle die ungetreue Verwaltung des göttlichen Weingartens durch Papst und Kirche und die Neubestellung durch die neue, das ist die Zürcher Kirche. Dem widerspricht der klare Verlauf: das Aussenden der Propheten, der Opfertod des Sohnes, die Rache durch Titus und Vespasianus, das Aussenden der zwölf Apostel und das eindeutige Schlusswort des Herolds. Der *Josef,* 1540 gedruckt, verwendete Musik in den Pausen und war auf zwei Spieltage berechnet. 1545 entstand sein *Leiden Christi; Adam und Eva* wurde 1550 gespielt. Ruff hat ein älteres Spiel von 1514 als *Etter Heini* und 1545 das ältere Urner Tellenspiel erneuert. —

Nun aber Bern, das für den Westen der Eidgenossenschaft bedeutete, was Zürich für den Osten war, und seine eigenen Wege überlegend und zögernd in der Richtung Zwinglis ging. Stadt und Landschaft Bern setzten aus dem frühen fünfzehnten Jahrhundert eine umfängliche Prosaliteratur fort. An der Grenze romanischen

Wesens gelegen und welscher Art zu Zeiten liebreich zugewandt, konnte die Stadt sich von früh auf als berufene Vermittlerin zwischen den beiden Ufern der Aare betrachten. Die Berner Handschrift des Zeitbuchs von Königshofen bewahrt Bruchstücke einer Übersetzung aus dem Roman *Cleomades* des Brabanter Hofsängers Adenas le Roi. Das Stück ist nicht viel nach 1452 geschrieben. Thüring von Ringoltingen, Herr zu Landshut und Schultheiß in Bern, 1483 gestorben, übertrug 1456 das französische Volksbuch von der schönen Magelone. Wilhelm Ziely, seit 1502 Mitglied des Rats, Stiftsschaffner und zwischen 1541 und 1542 gestorben, verdeutschte in *Olivier und Arto* die Sage vom Freundschaftsopfer und in *Valentin und Orso* einen Roman des Karlinger Sagenkreises. Eulogius Kiburger, Kirchherr zu Einigen, im Dienst der Bubenberger, Domherr am Vinzenzstift zu Bern, als der er 1506 starb, schrieb um 1470 die Stretlinger Chronik, ein geschichtliches Flickwerk, doch wertvoll um der Sagen willen, die er gelegentlich anmutig umbildete. Ludwig von Diesbach, der Schwiegersohn Thürings von Ringoltingen, 1456—1527, am französischen Hofe in den Wirbeln zwischen Burgundern und Franzosen umgetrieben, ist der Verfasser einer Selbstbeschreibung, die für niemand zum Lesen bestimmt war, er „sye denn von dem rechten Stammen von Diesbach her geboren". Ein Büchlein voll aufrichtiger Beichtstimmung und ergreifender Stellen, gewürzt mit derben Flüchen auf die Spiezer Bauern, die ihm sein Haus plünderten.

Gegen Karl von Burgund stand Bern in der Bresche. Vor seine Mauern schüttelte der Sieg die üppigste Ernte und der Berner Rat war nun darauf bedacht, den Bestand an städtischen Zeitbüchern und Urkunden zu mehren und zu erhalten. Die treibende Kraft war ein Aargauer aus Brugger Familie, Thüring Fricker, um 1429—1519. Sein Vater war Stadtschreiber und Schultheiß in Brugg, dann in Bern; sein Sohn, in Heidelberg und Pavia gebildet, wurde 1467 Gehilfe des Vaters, 1470 alleiniger Stadtschreiber. Als solcher schrieb er sich gern und stolz „Kantzler". Er trug eine volle Last staatsmännischer Sendungen. Aus diesen Wünschen und Anregungen ging das große Berner Zeitbuch Diebold Schillings hervor, in Wort und Bild ein Markstein der Zeitwende. Schilling stammte aus altem Solothurner Geschlecht und amtete 1460—1476 zunächst als Unterbeamter auf der Berner Schreibstube. Er wurde Gerichtsschreiber,

kam in den Großen Rat, trat 1485 zurück und starb bald darauf. Infolge Ratsbeschlusses von 1474 schrieb Schilling die Geschichte der Stadt und schenkte am Stefanstage 1484 das dreibändige, prachtvoll geschmückte Werk Räten und Bürgern Berns zu einem „seligen Jahr". Noch beginnt er im Namen der Dreifaltigkeit und schreibt das Buch zu erzieherischem Nutzen und Frommen der waltenden Staatsmänner. Wahrhaft episch begabt, schildert er den Gemütsanteil der Handelnden, Grimm, Liebe, Trauer. Er begründet nach allen Seiten und wertet sittlich, doch mit der Liebe des Mittelalters erzählt er das Größte und Kleinste durcheinander. Mit verblüffender Bildkraft wählt er die anschaulichsten und derbsten Worte und fügt aus dem rein Körperlichen der Handlung Bildchen an Bildchen. An den großen geschichtlichen Entwicklungen erkennt er nicht die unpersönlichen Triebkräfte, sondern alles erscheint ihm als unmittelbarer Ausfluss guter und böser Leidenschaften der wenigen führenden Männer. Seiner vermenschlichenden Geschichtsbetrachtung schrumpfen die Burgunderkriege, die folgenschwerste alamannische Frage seit dem siebenten Jahrhundert, zu einer Folge der verächtlichen Eigenschaften Peters von Hagenbach zusammen, des Vogtes Karls des Kühnen. Anlaß und Ursache vermag er selten zu unterscheiden. Ein Lehrbuch für Staatsmänner und Heerführer. Aus kriegerischen Fehlern zieht er die Nutzanwendung auf die Gegenwart, er beruft sich auf Hannibal, da er bei Belagerungen Handstreichen das Wort redet, bei missglückten Unternehmungen erteilt er Rat, wie man es hätte richtig machen müssen. Er schiebt geschichtliche Lieder ein als Quellen wie als Zeugnisse unmittelbarsten menschlichen Anteils. Dem Mann war es zuzutrauen, dass er selber die Bilder zu den Burgunderkriegen des dritten Bandes geschaffen hätte. Die Landschaft ist gering beachtet. Gelegentlich zeigen Hochgebirgszüge die zerklüfteten Formen, die der Mensch im sechzehnten Jahrhundert zu sehen pflegte. Neu sind die verschiedensten Tiere, die die Landschaften beleben. Derbe, kecke, übermütig bewegte Gestalten schreiten daher, das Geschlecht der Burgunderkriege. Die ungeheuerliche Wirklichkeit des Lagerlebens ist ungescheut wiedergegeben. Das Kleinbildartige beherrscht Bild wie Wort dieses eindrucksvollen Geschichtswerkes, das vom ersten Schmuckbuchstaben bis zur letzten Zeile den Geist des waffenmächtigen, stolzen und zukunftsfrohen Bern atmet.

Doch das geistige Bild dieser Stadt im Zeitalter der Burgunderkriege ist noch nicht gerundet. 1470 wurde Bern von dem schweren Streit über die Rechte der Stadtgemeinde und die Vorrechte des Adels erschüttert. Mächtige Redeschlachten rollten im Rate ab, und der sie uns überliefert, ist eben wieder Thüring Fricker in seinem Buch vom Twingherrnstreit. Die ältesten Denkmäler alamannischer Staatsberedsamkeit, die ein inhaltliches Ganzes bilden, eine Sammlung von Reden aus verschiedenen Bildungskreisen und Lagern. Der Metzger und Venner Peter Kistler, der Edelmann Adrian von Bubenberg, die beiden schroffen Gegenspieler; der Säckelmeister Hans Fränkli, durch Verdienst und Erfahrung des Alters vermittelnd. Der Volksmann und der Edelherr, jeder Meister seiner Musik. Kistler, volkstümlich und anschaulich, gemütlich überlegen, im Satzbau frisch und einfach, sprichwortkundig, ein listiger Fußangelwerfer mit seinem Schluss: „Wählt Nikolaus von Diesbach oder Adrian von Bubenberg zum Schultheißen und der Krieg ist aus". Welch ein „oder", eintrachtstörend zwischen die Gegner geworfen! Adrian von Bubenberg, großer Worte mächtig, aufreizend, ein Liebhaber rednerischer Fragen, ein Fechter mit scharfen Beiworten und schneidenden Gegensätzen, mit seinem Schluss: er könnte drohen, aber er will nicht. Der hohe Beamte Fränkli, mit dem Herzen bei der Gruppe Bubenbergs, in seiner Rede sachlich, rechtskundig, belehrend, der bemüht ist, zum Guten zu reden, kanzleimäßig, langatmig und etwas linkisch.

Das ist Bern. Ein mächtiges Zeitbuch und eine Sammlung von Staatsreden, seine besten Literaturdenkmäler des fünfzehnten Jahrhunderts.

„Wan in ir kostlichen kilchen die Tuetschen brüeder den kor so tüetsch regierten, dass selten keiner so vil Latein kond, dass die siben zit- und selgebet, gsang und ampt, item und zu not der sacramenten Handlung on aergernuss und on spot vollbracht wurdid", schreibt Valerius Anshelm in seiner schneidend höhnischen Art. So wurde denn ein Schulmeister der erste, „der den Weg der schönen Wissenschaften im Lande der Schweizer wies". Heinrich Wölflin, aus einer Stadtberner Familie 1470 geboren, Magister der freien Künste und Geistlicher, wurde 1494 Lehrer an der Berner Lateinschule. Er starb 1534. Auf ihn gehn die bescheidenen humanistischen Ansätze der Stadt zurück. Seine lateinischen Gedichte

sind belanglos. Thomas Wittenbach wirkte 1515—1520 als Chorherr und Leutpriester am Vinzenzmünster. Er ordnete zusammen mit Wölflin die Stiftsbücherei, war aber nicht folgerichtig und fruchtbar genug Humanist, um in dieser kühlen und nüchternen Stadt, die für lateinische Verse wahrhaftig nichts übrig hatte, nachhaltig für die neue Bildung zu wirken.

Die Träger des Berner Schrifttums in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts waren zwei Fremde, ein wieder deutsch gewordener Romane und ein Schwabe.

Nikolaus Manuel war ein Kind der Liebe wie seine Mutter, die Tochter Thüring Frickers, und im Geburtsjahr der Großen dieser Zeit, 1484, zur Welt gekommen. Wenn auch die Familie seines Vaters Emanuel Aleman aus Chieri bei Turin stammte, Aleman nannte sich in Italien wohl nur ein Deutscher. Von Haus aus bildender Künstler, war er dem vielseitigen Menschenschlag des wiedergeborenen Italiens verwandt wie kein Deutscher. Er malte auf Holz, Leinwand und Mauer; er zeichnete für Glas und schnitt in Holz; er baute das Netzgewölbe im Chor des Berner Münsters. Die Basler Entwicklung lief in ihm noch einmal ab. An die Kirchhofmauer des Berner Predigerklosters malte er einen Totentanz, auch er von dem gewaltigen Vorwurf des Stoffes gepackt. Vier Sondergruppen gaben den Leitgedanken: Verlust des Paradieses, das Gesetz auf Sinai, der Erlösertod auf Golgatha, der Auferstehungsruf zum Weltgericht. Dann der Totentanz in einundvierzig Gruppen. Am Schluss die Predigt: der Redner hält von der Kanzel den Totenkopf herunter; vor ihm liegt die Gemeinde, jeder mit einem Pfeil durch die Stirn. Ein Werk schöpferischer Laune. „Der Tod spielt bald den Derben, bald den Zarten, ist bald Kämpfer, bald Tänzer, nimmt dem Papst die Tiara vom Haupte, dem Maler den Pinsel aus der Hand, marschiert mit dem Kriegsmann, buhlt mit der Dirne.“ Die Gesichter waren Bilder nach dem Leben. Die Versbeischriften zu den einzelnen Gruppen, Gespräche zwischen Tod zum Opfer, zeigen deutlich dramatischen Ansatz und bereiten Manuels Übergang vom Bilderaufzug zum gespielten Aufzug vor. Der Totentanz wie alle seine großen Schöpfungen ging mit der Mauer unter.

Ein äußerer Wandel brach seine malerische Entwicklung ab und führte ihn zur Literatur. Anfang 1522 ging er als Feldschreiber

mit den eidgenössischen Söldnern nach Italien, machte die Schlachten von Novarra und Bicocca mit und wurde 1523 Landvogt in Erlach am Bielersee. Hier wurde der Einsame zum Dichter, ein tätiger Mensch, der fern dem gestaltenbildenden Schaffen der starken Stadt, mit den Worten teilnehmend die Geschicke treiben half. Abwehrender Zorn über den Hohn der siegesübermütigen Lanzknechte gab ihm 1522 das kräftig-derbe Bicoccalied ein. Die allgemeine Stimmung war ergrimmt über den elenden Ausgang der letzten italienischen Heerfahrten und gereizt gegen den päpstlichen Hof. Das ermutigte, ermöglichte Manuels Schärfe, als er nun zur Feder griff. Ende 1522 entstand die Bilderfolge *Vom Papst und seiner Priesterschaft.* Eine gewisse Gruppenbildung lässt sich nicht verkennen: Selbstbekenntnisse des Papstes und seines Hofstaates; der Ritter aus Rhodus und der Papst; die Berner Neuerer und der Ablasshandel; der Apostel Petrus und der päpstliche Kurtisan. Aber in der Hauptsache spricht sich hier wie bei Gengenbach nur eine Folge bildhafter Gruppen redend und nicht handelnd aus. Noch deutlicher werden die Zusammenhänge mit der bildenden Kunst in dem knappen Aufzug *Von Papsts und Christi Gegensatz.* Wie Manuel den Einfall dazu aus einem verbreiteten Bilde schöpfte, so wiederholte er sein Spiel selbst in einer eigenen Federzeichnung. *Der Ablasskrämer* von 1525 trägt zum erstenmal alle Merkmale eines kecken Fastnachtsspiels. *Barbali,* 1526, ein bloßes Gespräch zwischen einem elfjährigen Mädchen und dem Pfarrer über das Verwerfliche des Klosterlebens, nähert sich sichtlich dem Züricher Stil. Sein Hauptwert liegt in dem Zeugnis für Manuels Bibellesung. Immer stärker bog er von der Basler Richtung zur Züricher ab: *Ecks und Fabers Badenfart,* 1526, ein Gespräch zwischen zwei Bauern im Anschluss an die Badener Verhandlungen zwischen den Altgläubigen und den Fortschrittlern; *Klagred der armen Götzen,* 1528, gehört schwerlich Manuel an. In langer Rede wird aufgeführt, welche Laster man nun aber auch abstellen soll, da man so streng mit leblosen Bildern verfährt. Erst kurz vor seinem Tode, 1529, gelang Manuel ein wirkliches Bühnenstück *Elsli Tragdenknaben.* Äußerlich ein Fastnachtsspiel, innerlich an seiner amtlichen Tätigkeit ersonnen. Manuel war 1528 in das Chorgericht eingetreten, an das aus der bischöflichen Gewalt die Behandlung von Ehestreitigkeiten übergegangen war. Der Dichter wollte offenbar die

Einrichtung dem volkstümlichen Empfinden nahebringen. *Krankheit und Testament der Messe,* 1528, entstand unter dem unmittelbaren Eindruck des entscheidenden Berner Religionsgespräches.

Mit diesem Gespräch, 1528, unter dem Vorsitz Joachims von Watt, hatte in Bern die Kirchenbewegung gesiegt. Unmittelbar nach dem Abschluss hielt Zwingli im Vinzenzmünster mitten unter den Trümmern der zerschlagenen Bilder seine letzte Predigt, um die Berner zur Standhaftigkeit auf dem neuen Wege zu ermahnen. Als Beispiele führte er ihnen neben Christus, Moses und David den Römerhelden Scipio vor, wie er nach dem Entsetzen von Cannae die gedrückten Gemüter zur Tapferkeit anfeuert. Dass es so kam, war zum guten Teile mit ein Werk Niklaus Manuels.

Um Ostern 1528 trat er in den Kleinen Rat ein und wurde Bannerführer zur Gerberzunft. Der Dichter wurde zum Staatsmann wie der bildende Künstler zum Dichter geworden war. Besonnen und milde im Geiste Berns vertrat er auf mehr als dreißig Tagfahrten die Sache seiner Vaterstadt, nicht selten gegen den ungestümen Willen Zwinglis. Der erste Kappeler Friede von 1529 zwischen den altgläubigen und neugläubigen Orten war im wesentlichen seine schönste Tat. Ein jäher Tod raffte ihn 1530 hinweg. Manuel hat sich selbst gemalt; „das längliche, braune, doch zarte Gesicht ist durch lebhafte blaue Augen und scharfgezogene Augenbrauen ausgezeichnet; ein feiner Bart umzieht den Mund und das Kinn; das braune Haar, kurz geschnitten, spitzt sich gegen die Stirne zu und wird vom schwarzen Barett in schiefer Lage bedeckt. Das Kleid ist nach der herrschenden Mode auf der einen Seite grün mit gelben Schlitzen, auf der andern gelb und grün geschlitzt."

Valerius Anshelm, des Familiennamens Rüd, war zu Rottweil geboren. Sein Großvater hatte vor Murten im Berner Heere das Banner des Rottweiler Haufens getragen. Er hatte sich 1493—1495 zu Krakau gebildet, hatte in Frankreich gelebt und wurde 1505 Schulmeister in Bern, wahrscheinlich als Nachfolger Wölflins, später Stadtarzt. Als Anhänger der Neuerer, denen er „bi den ersten nit der mindest", ging er, in Bern noch haltlos, 1525 zurück nach Rottweil. Wohl durch Zwinglis Einfluss wieder nach Bern berufen, erhielt er im Jänner 1529 vom Rat gegen einen Jahressold den Auftrag, ein Zeitbuch der Stadt „vom burgundischen Krieg bis uff diese Stund" zu schreiben. In dieser großen Aufgabe lebte er bis

zu seinem Tode. Das Werk ist fast nur aus Urkunden gearbeitet. Wie Sallust und mit wörtlichen Anklängen an ihn, leitet er das Buch mit allgemeinen Betrachtungen ein. Bei jedem Jahr nennt er zuerst die herrschenden Häupter der Christenheit, den König von Frankreich, den Schultheiß von Bern und berichtet dann die Ereignisse des Jahres sachlich zusammengefasst. Wie Livius. Das war nichts Angeflogenes. Bern wie Rom wandelten ein Stadtgebiet in einen Staat um und die herrschende Bürgerschaft war hier und dort einander in mehr als einem Wesenszuge verwandt. Fortlaufend spielt Anshelm auf die ähnlichen Entwicklungsstufen der römischen Geschichte an, er schreibt sein Werk bewusst nach römischem Zuschnitt. Römische Satzfügungen klirren auf jeder Seite. Römisch ist der überwiegende Mangel des Artikels; römisch ist es, wenn er den von einem Zeitwort abhängigen verkürzten Nebensatz dem beherrschenden Zeitwort voranstellt; römisch sind die reichen Mittelwortfügungen; römisch die schwierigen Satzgebilde. Er strebte mehr Tacitus denn Sallust nach. Gespitzte Gegensatzpaare richtet er zu Leckerbissen sprachlicher Feinkost zu. Wortspiele wirbelt er mit der Lust an ätzender Bosheit, die ihresgleichen nicht hat. Ein sorgfältiger Drechsler von sinnschweren Beiwörtern lässt er kaum eines seiner Hauptwörter dahingleiten, ohne ihm das Haupt mit solch einem stählernen Helm gekrönt zu haben. „Wibglückhaftig“ heißt Österreich und in schneidendem Doppelsinn „blutheilig“ die Messe zu Florenz 1478, bei der die Anschläge auf die Medici geführt wurden. Schwerfällig und ungelenk wurde sein Stil genannt. Wer kann tanzen, gerüstet mit der kriegsmäßigen Schwere römischer Bildung und römischen Ernstes, auf einem Wege, den ihm die Berner Geschichte vorangerollt war. Den einzigen Geschichtschreiber, den das Berner Volk seinem wortschweren Ernst und seiner verschlossenen Kraft würdig hatte, das war Valerius Anshelm, der sich aus der Wucht römischen Sprachgeistes und der überlegsamen Fülle des Berners einen angemessenen Stil schuf, um von der Geschichte dieser Stadt zu reden. So rollt er denn nach einem einleitenden Überblick über Vorgeschichte und Urgeschichte Berns sein Bild in lastenden Falten auf von 1474—1536: Novarra 1513, Marignano 1515, Pavia 1525; den Glanz der Stadt, gewaltige staatliche Machtwenden, tiefste geistige und gläubige Erschütterungen. Das Verborgene hebt er ab; das Feine zeichnet er nach, den Wandel der Stimmungen und

Sitten, eine Kulturgeschichte seiner Zeit, wie er sie im Spiegel seiner weiten Seele voll gütiger Laune und hochgemuter Bosheit miterlebte.

Feine humanistische Prediger dort, Ausleger des Gotteswortes und Spieler griechischer Komödien; das öffentliche Leben gestellt auf Geist und Wort; Prediger als Staatsmänner und mit dem Schwert gegürtet. Starke, volksmäßige Weltleute hier, Träger des breiten Volkswillens und Sachwalter des Wortes der Menge; das öffentliche Leben gestellt auf Geist und Tat; Künstler, die zu Staatsmännern werden und am Schwert die besonnene Hand. Das war Zürich und das war Bern, der Kirchenstaat und die Bürgerkirche. Die deutsche Bibel dort, Staatsreden und Zeitbücher hier Gipfel des Schrifttums ihres Jahrhunderts.

FREIBURG (Schweiz) JOSEF NADLER

□□□

EDVARD MUNCH

Das Schaffen des produktiven Geistes gliedert sich nach den Stufen des Alters, das der Mensch erreicht. Träume der Jünglingszeit weichen der klaren Einsicht männlicher Reife, und das nahende Alter kündet sich durch eine freie Überlegenheit, da die enge Verhaftung mit den Dingen dieser Welt sich zu lösen beginnt, da entrücktes Schauen Abstand gewährt von allem Kleinen, wie das Auge, das weitsichtig wird, nur noch die größeren Zusammenhänge wahrnimmt.

Jedes Meisters Lebensweg weist diese Stufen, wie Frühling, Sommer, Herbst die Zeiten der Schöpfung bedeuten, bis des Winters Leichentuch die Erde deckt, um neues Erwachen vorzubereiten. Tizian wie Rembrandt wuchsen so. Und es ist immer das Zeichen echten Künstlertums und wahrer Größe, dass der innere Reichtum des Menschen für ein ganzes Leben sich zeugungsfähig erweist. Im echten Feuer der Jugend glaubt mancher sich zum Künstler bestimmt. Aber wenn der kurze Traum ausgeträumt ist, wenn die natürlichen Kräfte versiegen, dann trägt er das harte Los, zum Nachahmer seiner selbst, zum Handwerker seiner Kunst verurteilt zu sein.